

in der Sonne funkeln lässt. »Will ich überhaupt wissen, wo du mit deinen Gedanken gerade steckst?«

In dem Moment, in dem ich zu einem Kopfschütteln ansetze, tritt Sage – die Dritte in unserem Bunde – zu uns und mustert uns prüfend. Ihr Blick bleibt an mir hängen, während sie sich einige ihre langen Strähnen hinter die Ohren schiebt, die sich aus ihrem Dutt befreit haben. »Alles in Ordnung?«

Ich zucke mit den Schultern.

»Das Übliche«, erwidere ich über das Läuten der Schulklingeln hinweg und springe auf die Füße. »Mein liebstes Geburtstagsgeschenk.«

Die Zwillinge verziehen die Lippen zu einem mitleidigen Lächeln, sagen aber nichts. Was vermutlich nicht nur an den nichtsahnenden Menschen um uns herum liegt, die pünktlich zum Unterrichtsende den Vorhof füllen, sondern auch daran, dass sie wissen, wie wenig Worte in meiner Situation helfen. Sage und Juniper sind fast ein Jahr älter als ich und schlagen sich deshalb schon etwas länger mit dem Moiren-Sein herum. Jede von uns auf ihre eigene Art und Weise im Dreieck aus Spinnerin, Zuteilerin und Zerstörerin.

Gemeinsam überqueren wir den Vorhof. Überall stehen unsere Mitschüler in Grüppchen herum, tippen auf ihre Smartphones ein und unterhalten sich aufgeregt darüber, wie sie diesen Frühsommertag verbringen wollen. Vermutlich nicht so wie wir. Wobei mir ein Nachmittag an den Hampstead Ponds, den Badeseen im Norden Londons, wesentlich lieber wäre als einer auf der Götter-Ebene.

Aber was macht man nicht alles, um das Schicksal der Menschen in die richtigen Bahnen zu lenken? Wobei, vielleicht sollte ich ja ganz aus Versehen mal vergessen nach den Regeln zu spielen und Maverick ein wenig Pech einspinnen. Wenn Sage mich lange genug aus den Augen lässt, kann ich vielleicht ... nein. Zu riskant. Ich sollte die Regeln vermutlich doch besser erst beherrschen, bevor ich anfangen sie zu brechen.

Sobald wir die Saint Paul Academy hinter uns lassen, löst sich ein Teil meiner Anspannung. Hier auf den Straßen, wo die Menschen sich nicht dicht an dicht drängen, sind die Schicksalsfäden weniger aufdringlich, sondern eher ein unauffälliger Nebeneffekt.

Doch das Aufatmen ist nur von kurzer Dauer: Schon wenige hundert Meter später betreten wir die U-Bahn-Station und kämpfen uns gemeinsam mit Dutzenden von

Menschen die Treppen hinunter. Auch wenn mein Verstand weiß, dass ich nicht über die Silberschnüre stolpern kann, unterdrücke ich mit Mühe den Drang, jedem einzelnen von ihnen auszuweichen.

»Wie haltet ihr das aus?«, frage ich meine Schwestern, als wir am richtigen Gleis angekommen sind. »Die ganze Zeit diese Dinge zu sehen?«

»An einigen Tagen gar nicht.« Sages Gesichtszüge verfinstern sich. Von uns dreien hat das Schicksal sie am härtesten getroffen: Als Älteste von uns ist sie eine Atropos, die Zerstörerin. Diejenige, die den Lebensfaden abschneiden muss, wenn es so weit ist – und die, die das Ende eines jeden Menschen sieht. Jeden Tag aufs Neue, sobald sie ihm ins Gesicht blickt. Ich habe sie nie nach meinem gefragt.

Juniper zieht ihre Unterlippe zwischen die Zähne.

»Insgesamt wird es leichter. Man gewöhnt sich daran.«

Mit einem lauten Rattern, bei dem meine Kopfschmerzen sich sofort beschweren, unterbricht uns die einfahrende U-Bahn. Wir entscheiden uns für einen Waggon, in dem der Türbereich tatsächlich noch frei ist.

Sobald sich die U-Bahn wackelnd wieder in Bewegung setzt, lehnt Juniper sich an die Plexiglasscheibe neben der Tür.

»Mit den *Dingen*«, sagt sie mit gedämpfter Stimme, »war das bei mir ein wenig wie mit einer Sonnenbrille. Wenn man sie eine Weile trägt, vergisst man ab und zu anders zu sehen, als man es ohne sie tun würde.«

Sage schnaubt, doch das Funkeln in ihren Augen nimmt dem Laut seine Härte. »So kann man das natürlich auch beschönigen.«

Obwohl ich hoffe, dass in Junipers Worten ein Funken Wahrheit liegt, kann ich Sage nur zustimmen. Als Lachesis, alias die Zuteilerin, ist Juniper diejenige von uns, die die Länge eines Lebens kennt und bei jedem Menschen in ihrer Umgebung sieht, wie viel Zeit ihm noch bleibt. Das mit einer Sonnenbrille zu vergleichen ist wohl etwas unpassend, doch das wundert mich nicht wirklich. So war Juniper schließlich schon immer – was Sage und ich an Pessimismus mit uns herumschleppen, gleicht sie mit ihrem Optimismus wieder aus.

Ich betrachte meine Schwestern und kann nicht anders, als zu lächeln. Obwohl die jahrelange theoretische Vorbereitung mich nicht dafür wappnen konnte, mit dieser neuen Rolle als Moira klarzukommen, bin ich froh, wenigstens nicht allein zu sein. Zwei Felsen in der Brandung inmitten der Sturmflut meines Lebens zu haben.

Mein Blick wandert zu meinem kleinen Finger, um den sich mehrere Silberschnüre wickeln. Zwei davon sind weniger durchscheinend als die anderen, fast schon vollständig rot. Während der Rest des Bahninneren ein Chaos aus Fäden zwischen den Menschen ist, von denen ich Anfang und Ende kaum ausmachen kann, weiß ich bei diesen beiden genau, zu wem sie führen: zu meinen Schwestern.

Die mechanisch-blecherne Stimme des Mannes, der die U-Bahn-Stationen durchsagt, holt mich aus meinen Gedanken.

»Vielleicht habe ich heute die Geschichtsklausur verkackt«, sage ich, einfach nur, um ein normales Gespräch zu führen. Eines, welches sich nicht um Mythen und Schicksale und Götter-Ebenen dreht.

Juniper beißt die Zähne aufeinander und weicht einem Mann mit Aktentasche aus, der sich an ihr vorbei durch die Tür drängt. »Ah, verdammt. Englands Rolle im Zweiten Weltkrieg, oder?«

»Jap. Ich konnte mich einfach nicht konzentrieren.«

Ganz kurz spüre ich, wie Sage mir eine Hand auf die Schulter legt, ehe sie sie wieder zurückzieht. »Für die nächste Klausur lerne ich mit dir.«

»Danke.«

»Aber nur, wenn du bis dahin auch deine Fähigkeiten trainierst.«

Juniper versteckt ihr Lachen hinter einem vorgetäuschten Husten.

»Ich hätte wissen müssen, dass die Sache einen Haken hat«, stöhne ich und verziehe das Gesicht. Obwohl ich so gut wie keine Chance habe, schenke ich Sage eine Sekunde später mein süßestes Lächeln. »Können wir nicht wenigstens einen Tag Pause machen?«

»Nein.« Entschieden schüttelt sie den Kopf. In ihren Augen liegt ein Glanz, der eindeutig nicht menschlich ist. »Die Götter-Ebene erwartet uns.«



## ZWEI



Vom Eintritt in die Götter-Ebene wird mir jedes Mal schlecht. Dabei bleibt logisch betrachtet in diesem Zustand nicht mal viel von mir übrig, dem schlecht werden könnte. Wenn ich alles richtig gemacht habe, sitzen meine Organe an Ort und Stelle in meinem wie von Medusa versteinerten Körper. Direkt neben Juniper und Sage, die ebenso wie ich mit ihren Geistern die Menschenwelt verlassen haben und jetzt in ihren Seelengestalten neben mir stehen.

Wie immer ist die Götter-Ebene in ein seltsames Licht getaucht – nicht ganz Tag, nicht ganz Nacht. In der unnatürlichen Dämmerung sehen auch meine Schwestern wie Mysterien aus – nicht ganz irdisch, nicht ganz überirdisch. Die sonst so schwarzen Haare schimmern silbern. Auf ihrer Haut liegt ein nebeliger Schleier, der die Ecken und Kanten ihrer Körper weichzeichnet. Verschwunden sind die Sweatshirts und Jogginghosen, in denen wir uns es gerade noch auf unserem Sofa gemütlich gemacht haben. Stattdessen tragen wir weiße Togen, die lediglich von einem breiten goldenen Gürtel an unseren Hüften verziert werden.

Das sanfte Streicheln des Stoffes auf meiner Götter-Ebenen-Gestalt, kombiniert mit den Schicksalsfäden, die vor uns schweben, führt mir nur allzu deutlich vor Augen, was wir gleich tun werden. Obwohl man meinen sollte, ich hätte mich inzwischen daran gewöhnt, überläuft mich ein Schauer.

Seit ich an meinem sechzehnten Geburtstag die Fähigkeit erhalten habe, mit meiner Seele auf die Götter-Ebene zu wechseln, ist mir hier außer meiner Schwestern noch nie jemand begegnet. Gleiches gilt für Juniper und Sage. Auch wenn sie ohne mich die Arbeit als Moiren-Töchter nie gänzlich vollrichten konnten,

sind sie seit ihrem Geburtstag häufiger in der Götter-Ebene gewesen. Was bestimmt einer der Gründe ist, weshalb sie weniger wackelig auf den Beinen sind als ich.

Ich werde mich ebenso daran gewöhnen müssen. Die Schicksale der Menschen werden von einer Kraft eingeteilt, die wir höhere Macht nennen. Jetzt, da sie weiß, dass meine Schwestern und ich bereit sind, unsere Aufgabe zu erfüllen, müssen wir die Schicksale spinnen, die uns zugeteilt werden.

Natürlich könnten wir unsere Pflicht einfach ignorieren, doch das würde die anderen weltweit verstreuten Moiren-Töchter nur noch mehr belasten und uns auf kurz oder lang den Olymp – sozusagen die göttliche Aufsichtsbehörde – auf den Hals hetzen. Von den Nebenwirkungen mal ganz zu schweigen: Je länger wir das Spinnen ignorieren, desto unnachgiebiger werden die Dinge, die wir sehen. Ganz zu schweigen von den höllischen Kopfschmerzen, die wir bekommen würden.

Mit einem kaum hörbaren Seufzen macht Sage einen Schritt nach vorne.

»Bereit?« Sie greift nach der großen gläsernen Schere, die vor ihr auf dem marmornen Boden liegt.

Vor uns erstrecken sich Abertausende Fäden über die gesamte sichtbare Fläche. Mal ehrlich: Welcher antike Maler auch immer auf die Idee gekommen ist, die göttlichen Schicksalsschwestern mit einer einzigen Schnur darzustellen, war sicherlich zu faul zum Zeichnen.

Hier auf der Götter-Ebene tanzen zusätzlich zu den Schicksalsfäden unsere silbrigen Lebensfäden um unsere Hände. Sie sind quasi die Hauptschicksalsfäden, die selbst ich nur in der Götter-Ebene sehen kann und an die die einzelnen Schicksalsfäden gewoben werden.

Zu unseren eigenen Lebensfäden kommen unzählige weitere Schicksale hinzu, die uns von allen Seiten umgeben. Der Teil der Londoner Leben, der seit gut drei Wochen unsere Aufgabe ist und den wir abschnittsweise immer weiter in die Zukunft spinnen.

Ich brumme widerstrebend, trete jedoch gemeinsam mit Juniper neben unsere älteste Schwester. Während Juniper zum Vorrat an wollähnlichen Fasern greift, strecke ich meine Finger nach der Handspindel vor mir aus. Ein einfacher gläserner Stab, der in einer goldverzierten Glaskugel endet, die der ganzen Spindel ihr Gewicht verleiht.